Dorcas Mora.

Erzählung aus dem Leben einer Schauspielerin. Von Mathilde Veneta.

An den Leser!

Wohl fühlend, daß der geschätzte Leser in vorliegender Erzählung, da, wo die Katastrophe sich entwickelt, eine Lücke finden dürfte in der Begründung des tragischen Ausganges, entschließe ich mich, dieses Vorwort vorauszuschicken.

Man kann und wird die Fragen aufwerfen: Warum es gerade so und nicht anders kommen mußte—und: Hätte der Autor nicht einen versöhnenden Ausgang finden können?

Diesen berechtigten Fragen möchte ich im Voraus mit der einfachen Antwort begegnen, daß ein wirkliches Ereigniß hier erzählt ist, aus welchem gerade dieser hochtragische Ausgang unverfälscht dem Factum entnommen und von mir absichtlich ohne Kommentar gelassen wurde; denn ich für mein Theil gestehe dem unsichtbar, stets folgerichtig sich entwickelnden und eisern daherschreitenden Factum größere Berechtigung zu, als der bildenden Erfindungsgabe des bedeutendsten Dichtertalentes. Allerdings ist es die Aufgabe des Erzählers, den logischen Zusammenhang der Schicksalsfäden aufzufinden und klarzulegen. Das habe ich indessen absichtlich unterlassen, habe nicht gewagt, diesen Abgrund, den Dorcas nicht überspringen konnte, durch Vermuthungen auszufüllen. Der Phantasie des Lesers sei es überlassen, theinahmvoll sich die Brücke zu bilden, auf welcher er zur Erkenntniß gelangt, daß der unerschütterliche Entschluß zur Vernichtung seine Begründung in Thatsachen hatte, wozu Dorcas' letzter Brief an Arthur den Schlüssel liefern dürfte.—Harmlosen Gemüthern wird es übrigens nicht schwer werden, die Erklärung dieses Entschlusses in dem leichtbeweglichen südländischen Charakter, gemischt mit der schwärmerisch sentimentalen, tieferen deutschen Natur, welche Dorcas von ihren Erzeugern vererbt worden, vollkommen begründet zu finden. Man bedenke und begreife die Wucht des Schicksalsschlages, welcher plötzlich wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel die bis dahin von allem Erdenleid verschont gebliebene junge Mädchenseele trifft! Das Ideal einer geliebten Mutter verdüstert sich in derselben Stunde, mit demselben Schlage, welcher ihre Liebe, den innersten Kern ihres Seins und Empfindens, tödtlich trifft, und diese Liebe war eben stärker als diejenige zu den Eltern, zu dem Leben.—Und Arthur? Was blieb ihm übrig zu thun, als er sah, daß alle Vernunftgründe dies verwundete Mädchenherz nicht stärken, den einmal gefaßten Entschluß in ihr nicht brechen konnten? Sollte er wie ein Feigling sich davonschleichen? Hätte er leben und glücklich werden können unter der Last des Bewußtseins, daß an seiner Erscheinung auf ihrem Lebenswege Dorcas gescheitert sei?

Nein, so mußte es kommen, wie es kam bei diesen fest und rein veranlagten Naturen, und die Schuld der Mutter mußte diese grausame Sühne finden, wie das Schicksal selbst sie ersann und vollstreckte.

M. Veneta.

1.

Es war im Dezember 1876.

Draußen stürmt und wettert es, dichte Schneeflocken wirbeln hernieder, die Gasflammen der Straßenlaternen flackern hin und her, ein unsicheres Licht verbreitend. Die Fußgänger, dicht eingehüllt bis über die Ohren, huschen auf dem Trottoir hastig und still an einander vorüber. Die Pferde, unsicheren Trittes, dampfen wie Lokomotiven vor den Wagen her. Um vier Uhr ist es schon stockfinster, mit einem Worte: ein Winterabend von der winterlichsten Art hat sich über Berlin gelagert.

Ich bin allein. Die Dämmerstunde schlingt ihren Zauber um die Seele, und hinter den mit Eisblumen bedeckten Fensterscheiben, neben dem frischen Grün der Palmen und den duftenden Veilchen der Jardiniere, liege ich träumend auf der Chaiselongue. Die Phantasie trägt mich zurück in die glücklichen Kinderjahre, in den Frühling des Lebens, durchstreift mit mir die heißen Sommertage des Strebens und Ringens und läßt mich manchem längst Dahingegangenen im Geiste begegnend stumm die Hand drücken.

Da klingelt es an der Entreethür; ich höre eine mir wohlbekannte tiefe Altstimme nach mir fragen, und man meldet mir eine liebe Freundin, die ich lange nicht gesehen hatte. Froh des lieben Besuches springe ich auf, ihr entgegen.

„Ich bin's, Liebste, komme bei diesem Wetter, den einzigen Abend, den ich auf der Durchreise hier bei Dir zu verbringen. Im Hotel ist es ungemüthlich, ich sehnte mich nach Dir. Ich hoffe, Du wirst mich bei Dir behalten, mir eine Tasse Thee geben?"

Die also sprach in wohlklingenden Tönen und reinstem Deutsch ist eine der besten und renommirtesten Schauspielerinnen Deutschlands, deren wahren Namen ich in dieser Erzählung auf ihren Wunsch in ein Pseudonym umzuwandeln gezwungen bin, zu meinem Bedauern, denn er hätte das Interesse des Lesers erhöht. Aber sie sagt: „Das könnte zu sehr nach Reklame riechen, und Du weißt, ich verachte alle Bewunderung außer derjenigen, welche ich durch mein Schaffen auf der Bühne erringe, und Gottlob, bis jetzt fehlt es mir noch nicht an Beifall. Die stille Thräne, welche der Mutter im Parterre oder auf der Gallerie über die Wange rollt, wenn ich Don Cäsar (Braut von Messina) um sein Leben flehend, weinend in die Arme schließe, gilt mir mehr als spaltenlange Lobartikel."

Dieser in unserer Zeit so seltenen Gesinnung wegen will ich diese wahrhafte Künstlerin „Francesca" nennen.

„Du bist mir tausendmal herzlich willkommen, meine Theuerste," sagte ich, sie umarmend. „Eine so reizende Ueberraschung hätte ich mir heute Abend wahrlich nicht träumen lassen. Wo kommst Du her?"

„Von Wien."

„Und gehst?"

„Nach Rußland. Ich bin Vagabund, weißt Du und wer so viel gereist, der kann nicht mehr stillsitzen auf einem Flecke. Aber, daß ich Dir's gestehe, manchmal sehne ich mich doch nach Ruhe, die ich indessen wohl kaum früher finden dürfte, als bis des Lebens Fackel ausgebrannt sein wird."

„Die wird hoffentlich noch lange brennen."

„Meinst Du etwa, weil ich so viel Pech habe?"

„Du?"

„Ja. Ich habe einen Prozeß verloren, ungerechterweise natürlich, wie das immer so ist. Alsdann, mit dem Gastieren ist es eine unsichere Sache geworden in Deutschland. Die lieben Klassiker will man wohl noch als Zierde im Bücherschranke haben, aber auf der Bühne—? Du lieber Gott! Heutzutage zieht nur noch die leichtgeschürzte Muse und die Ehebruchs-Dramen. Das ist nicht meine Sache, wie Dir bekannt ist. Das ich Dir's eingestehe, ich gehe stark mit dem Gedanken um, noch einmal nach Amerika zu gehen, um in englischer Tragödie zu spielen. — Aber wie schön warm Du es hast, Du Murmelthier, die Du Dich vor der Welt begräbst, woran Du sehr unrecht thust."

„Ach, laß mich! Der Kunstsinn unserer Direktoren und Intendanten hat über meinen Verlust für die Bühne keine Trauer angelegt, und ich fühle mich ganz behaglich in meinem Grabe, wie Du siehst. Ich sehne mich wohl manchmal nach guten, lieben Menschen, wie Du bist, aber das aufregende, intriguante, ermüdende Theaterleben vermisse ich nicht. Freilich ist es einzig schön, die Gestalten unserer Dichterheroen zu verkörpern, in Begeisterung den ernst lauschenden Zuschauer mit sich fortzureißen, der nüchternen Wirklichkeit auf ein paar Stunden zu entführen. Allein wir viel Schwulst muß man nebenher mit in den Kauf nehmen, der modernen Geschmacksrichung huldigend. — Doch erzähle mir, wie es Dir geht, und was Du vorhast."

Francesca erzählte mir nun in knappen Umrissen ihre Erlebnisse seit der Zeit, als wir uns nicht gesehen hatten. Unterdessen war der Tisch gedeckt, der Thee servirt und neben dem Herzensgenuß, uns wieder einmal auf einige Stunden zu sehen und uns auszusprechen gegeneinander, thaten wir den leiblichen Verlangen Genüge im bescheidenen Mahle. Damit fertig, schoben wir unsere Fauteuils an den Kaminofen, worin ein lustiges Feuer knisterte, bei welchem es sich anerkanntermaßen ja am besten plaudert.

„Du lebst also zufrieden, fern dem Treiben des Theaters, hast keinen Wunsch dahin zurückzukehren?" frug Francesca.

„Nein."

„Mit was beschäftigst Du Dich denn? Ein an Thätigkeit gewöhnter Mensch wie Du kann doch nicht die Hände in den Schooß legen und im dolce far niente die Zeit verträumen?"

„Ich schreibe ein wenig."

„Ah, das laß ich gelten! Schreiben! O, ich möchte das Talent zum Büchermachen haben! Eine ganze Bibliothek, tausend Bände schriebe ich, bitter und süß, je nachdem die Welt, die Erfahrung mich's gelehrt. O, es gibt so unendlich viel in der Wirklichkeit romanhaft Vorsichgehendes, daß es nur der Beobachtungsgabe bedarf und ein wenig Gewandtheit der Feder, um die erschütterndsten Romane zu liefern. Wehe den armen Poeten, die ihre Stoffe suchen und erdichten müssen. Man muß in der Welt leben, ein offenes Auge und ein warmes Herz für die Menschheit haben, dann treten die Sujets ungerufen heran und versengen einem oft beides, das Herz und den Glauben."

„Du bist ja ganz melancholisch geworden, theuerste Francesca, das klingt ja wie Weltschmerz! Du bist doch nicht etwa Pessimistin geworden?"

„Man könnte es werden, wenn man Dinge sieht und erlebt, wie ich sie gesehen und erlebt habe. Ich sage Dir, meine Liebe, es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde—um mit Shakespeare zu reden—als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.—Du schreibst ein wenig, sagst Du, und obgleich ich nicht daran zweifle, daß Dein Kopf und Deine Erlebnisse Dir mehr Material [illegible] als Deine Feder bewältigen kann, so möchte ich Dir doch [illegible] eine Geschichte erzählen, die Dir zusagen wird und die Du in Form und Fassung bringen könntest zu Nutz und Frommen und weiser Lehr' für diejenigen, die es bedürfen. — Vor einiger Zeit bin ich an eins meiner trübsten Erlebnisse erinnert worden durch eine Todesanzeige in einer amerikanischen Zeitung. Einst gelobte ich, das Geheimniß zu wahren, und ich habe es gewahrt, so lange, an den Tag gebracht, es einem Lebenden Betrübniß hätte verursachen können. Doch jetzt, nachdem der Tod aufgeräumt hat, ist mir die Zunge gelöst. Ja, ich finde es sogar heilsam, wenn die Wunden der Menschheit aufgedeckt werden und erläutert, damit der unerfahrene Nachwuchs die Gefahren meiden lerne, die solche Wunden schlagen. — Ich sagte Dir, daß ich mit dem Gedanken umgehe, mich noch einmal nach Amerika einzuschiffen. Da tritt mir recht lebhaft vor die Seele, mit welch betrübtem Herzen ich vor vier Jahren von dort zurückkehrte unter dem Einflusse tiefer Trauer über den Untergang einer ganzen Familie. Wenn Du erlaubst, erzähle ich Dir die Geschichte, schicke Dir auch, sobald ich wieder heimkomme, die mir darüber verbliebenen Schriftstücke, und wenn Du willst, mache ein Buch daraus."

„Wenn ich es im Stande bin, vielleicht. Jedenfalls höre ich Dir gerne zu, Du erzählst besser, als ich schreibe. Laß also hören."

Und sie begann:

„Also eine Geschichte aus der Theaterwelt will ich Dir erzählen, aus der Welt, welche die der Lüge, des Scheines genannt wird. Des Scheines, ja, das laß ich gelten, aber nicht Welt der Lüge. Was heißt Lüge im Reiche dieser Kunst, wo nur das menschlich Wahre, sei es Schmerz, sei es Freude, vom Munde und Herzen des Schauspielers zu Geist und Herzen des Zuschauers den Weg findet? Der Bühnenschriftsteller, der nicht sein Werk aufbaut auf der Basis wahrer Empfindungen und Handlungen, kann nie Anerkennung finden. Was macht Shakespeare universell und zu allen Zeiten verständlich und hinreißend? Weil er eben menschliche Leidenschaften so wahr und treu geschildert hat, wie sie immer wieder neu erkeimen in jeder jungen Generation. Und nur der Schauspieler wird ein wirksames Medium sein, welcher Verstand, Herz und Temperament genug besitzt, um den Geist des darzustellenden Charakters in sich aufnehmen und verkörpern zu können. Er muß einen Theil seines Selbst in die Darstellung fremder Gestalten legen, um diese durch wahr und warm empfundene Leidenschaft zu beleben. Nur so wird der Künstler das Mitgefühl der Hörer erwecken können, weil er im Schein der Wahrheit wahr ist. Und dennoch gibt es noch immer Schriftsteller, die da ganz ernsthaft schreiben: „Man lügt auf den Brettern der Bühne sich und andern so lange, bis man es verlernt, überhaupt noch wahr zu sein!" Für diese Leute sind wir, wie es scheint, gar keine Menschen von Fleisch und Blut, sondern wandelnde Automaten. Wir wollen ihnen diese Ansicht nicht rauben.

Wollte Gott, es wäre eine Lüge, eine maliziöse Lüge der Phantasie, was ich da erzählen will, eine Lüge des dichterischen Geistes, den ich leider nicht besitze! Aber nein, es ist das äußerst reale, mich nach Jahren noch tiefbetrübende Lebensgeschick einer jungen Schauspielerin, welche meiner Achtung so nahe stand wie meinem Herzen.

Schmerzlich hatte ich oft die Einsamkeit empfunden, welcher wir Wandervögel des Theaters anheimfallen in fremden Städten und Ländern, wenn wir ohne vollwiegende und wichtige Empfehlungsbriefe von Freund zu Freund kommen. Nur langsam und nach wohl observirter Probezeit öffnet sich dem deutschen Künstler hier und da die Thür eines Salons, der Schooß einer Familie in seinem Vaterlande. Gastfreundlicher und generöser habe ich fremde Nationen gefunden; ihren Sitten entsprechend, steht der Künstler von Bedeutung ihnen von vornherein nicht als Fremder gegenüber, er braucht sich nicht erst durch wohlbeglaubigte und besiegelte Dokumente der Einführung auszuweisen, vor wannen und woher er sei.

Ende September 1870 war ich also nach einer ziemlich stürmischen Ueberfahrt von Europa in New York angekommen, um ein für die Vereinigten Staaten mit dem Impresario M. St. abgeschlossenes Engagement zu erfüllen und zwar zuerst im French Theater, New York, aufzutreten. Eine tropische Hitze lagerte noch über der Stadt bis Mitte Oktober, eine Hitze, wie sie bei uns in Berlin an heißen Sommertagen im Juli und August zuweilen vorkommt. Das fieberhafte Thun und Treiben der kosmopolitischen Millionenstadt, wo sich Menschen aller Nationen drängen und dem Glücke nachjagen mit mehr oder weniger Erfolg, verfehlte nicht, auch mich mit fortzureißen und muthvoller und lebensfreudiger zu stimmen. Ich fand Gefallen daran, Dinge und Menschen zu beobachten, und ich kann die Versicherung geben, daß dies kein uninteressantes Studium ist in einem Lande, wo alles großartiger, breiter, freier angelegt ist, als auf dem beschränkteren Boden unseres Mutterlandes. Im Gefühl der Freiheit entfaltet sich hier des begabten Menschen Geist nach allen Richtungen hin kühner und gewaltiger, im Guten sowohl als im Schlechten; der intelligente Mensch geht seine eigene Bahn und es wird ihm leichter, etwaige Hindernisse zu beseitigen, als seinem ebenso begabten Bruder in der alten Welt, der vielleicht Zeit seines Lebens nicht zur Geltung kommen kann im Gewühl und Gewimmel um ihn her.

Die Verhältnisse bilden und erziehen den Menschen ebenso sehr, als des letzteren Wille die Verhältnisse schaffen kann und in seiner Gewalt behält bis zu einem gewissen Grade. Wir wundern uns, wie selbstständig die amerikanische Jugend schon in den Kinderschuhen sich fühlt. Kaum, daß das Kind sprechen lernt, befiehlt es nicht selten der Amme schon ihm den Dienst ihrer Berufspflicht zu leisten, und sicher ist unter den ersten Begriffen des kleinen sich entfaltenden Geistes das „Ich will!" der stärkste von allen. Der geborne Amerikaner und auch der spätere Einwanderer hat noch nicht vergessen, wie viel Muth, Kraft und Ausdauer dazu gehört, einer rauhen, wilden Natur die Kultur und Bedingnisse des verfeinerten Lebens abzugewinnen. Was aber ein rechter Mann werden soll, muß zeitig seine Kräfte üben, die körperlichen sowohl als die geistigen; daher ist das „Hilf Dir selbst" einer der ersten Grundsätze, welche der amerikanische Vater seinem Sohne einprägt.

Ebenso wird das weibliche Geschlecht zur Selbständigkeit erzogen. Wenn irgendwo, so ist das amerikanische Weib zum Herrschen geboren. Für sie ist der Mann nur auf der Welt, um ihr zu dienen, ihr jede Laune, jeden Wunsch zu erfüllen, ihr das Leben so angenehm als möglich zu machen; sie ist seine Göttin, sie bestimmt sein Wohl und Wehe! — Unter diesen auserwählten Frauen, die sich ihres Glückes gar nicht bewußt sind, giebt es — wie anderswo auch — sowohl Teufelsweiber voll Launen und Leidenschaften, welche dem Manne die Hölle auf Erden bereiten, als auch große, edle Naturen von unermüdlicher Hingabe und Liebenswürdigkeit, vom besten Einflusse auf das männliche Geschlecht. Fest wie der früh geübte Wille, bildet sich das Herz in seinem Fühlen, oberflächlich oder tief, je nach den Anlagen des Menschen, die leichtfertige Natur, leichtfertig im Extrem, der ernst angelegte Charakter ernst bis zur Erhabenheit. Halbheit ist selten.

2.

Es war Anfang November, die Temperatur war eine erträglichere, frischere geworden. Auf den mit Bäumen bepflanzten gartenähnlich angelegten Plätzen der Stadt und im Central-Park, welcher nebenbei gesagt, nach dem Pariser Bois de Boulogne angelegt ist und mich sofort lebhaft an dieses erinnerte, fingen die Blätter der Bäume an gelb zu werden und von den Zweigen zu fallen, als ich eines Morgens von der Promenade heimkehrend auf meinem Frühstückstische unter anderen Postzustellungen einen Brief großen Formats fand, dessen eigenthümliches Wappen auf der Rückseite des Umschlages an Stelle des Siegels meine Aufmerksamkeit wachrief. Ueber einem aufgeschlagenen Buche zwei in einander gelegte Hände, um welche sich Rosen und Lorbeer schlang, und rund herum die Devise: Willkommen Wissen, Kunst und Menschenliebe.

Wie poetisch und schön, dachte ich. Die Aufschrift trug in großen, breiten, abgerundeten Lettern geschrieben meinen vollen Namen. Der Brief war aus der Stadt. Ich kannte diese schöne Handschrift nicht, und begierig öffnete ich den Brief, der ein so ganz anderes Gepräge hatte als die anderen von Reportern, die mir ihre Dienste anboten, von unglücklichen Landsleuten, solchen, denen es überall schlecht geht, die mich um Unterstützung bittend, sogar das Reisegeld übers Meer in die alte bequeme Heimath als Almosen von mir annehmen wollten; von brodlosen deutschen Schauspielern, die protegirt sein wollten, und dergleichen Leute mehr.

Der Brief enthielt eine gedruckte Einladungskarte mit meinem Namen ausgefüllt in denselben schönen Schriftzügen, wie sie die Adresse trug, und mit demselben poetischen Wappen verziert, wie der Umschlag.

„Mr. und Mrs. Lockhard sind von ihrer Sommerresidenz in Saratoga zurückgekehrt nach Fifth Avenue 40 und empfangen Besuche jeden Donnerstag Abend. Sie werden erfreut sein, Miß Francesca N. unter ihren Freunden zu sehen."

Wie kam ich zu dieser Einladung? Wer war Mr. und Mrs. Lockhard? Ich frug meinen Wirth im Belvedere-Haus, wo ich wohnte, er konnte mir jedoch keine Auskunft geben. Er war ein aufmerksamer Wirth, ein Deutscher, der seine Befriedigung in der Zufriedenheit seiner Gäste fand, war indessen unbewandert in der vornehmen Gesellschaft New-Yorks.

Mein Impresario aber, Mr. M. St., konnte mir Auskunft geben. — „Ein feines Haus," sagte er, „ist ein großes Compliment für Sie, diese Einladung. Mr. und Mrs. Lockhard zählen zur Aristokratie New-Yorks, empfangen nur gute Gesellschaft, nur hervorragende Geister auf allen Gebieten des modernen Lebens, der Kunst und Wissenschaft. Es ist ein Privilegium, von ihnen beachtet und empfangen zu werden. Das dürfen Sie nicht ignoriren."

Undankbarkeit, Unbescheidenheit und Hochmuth waren nie große Fehler an mir; ich wußte ja auch, daß Lebensart mir gebot, dieses schätzbare Entgegenkommen zu würdigen, und obgleich es mich stets große Ueberwindung gekostet hat, neue Bekanntschaften anzuknüpfen, so entschloß ich mich doch den ersten Donnerstag nach dem Diner, neun Uhr Abends, zu einem Besuche in Fifth Avenue.

Mein Wagen hielt vor einem höchst stattlichen Hause. Einige Marmorstufen führten über eine offene Veranda zu dem eleganten Portal von grünem Porphyr empor. Eben solche Säulen zierten den Flur des Hauses, zwischen denen hindurch die schneeige Marmorverkleidung der Wände rechts und links im gedämpften Gaslicht erglänzte. Ein weicher, kostbarer Teppich bedeckte die Marmorplatten des Flures.

Ein galonirter Diener trat mir entgegen und nahm mir den Umhang von den Schultern; ich reichte ihm meine Einladungskarte, er warf einen Blick darauf und bedeutete mir einzutreten in das offenstehende Parlour, dann rief er laut meldend meinen Namen durch eine zweite, mit reichen, schwer niederwallenden Portieren geschmückte Thür.

Als ich die Schwelle überschritt, trat mir eine imponirende Dame entgegen, nicht mehr ganz jung, ein halbes Jahrhundert ruhte auf ihren Schultern; sie war hochgewachsen, von stolzer Haltung und vollen, ebenmäßigen Formen.

Das war Mrs. Lockhard. Sie reichte mir die Hand und hieß mich warm willkommen. Ein gewinnendes Lächeln umspielte die vollen, feingeschwungenen Lippen, und den reinen weißen Teint der Wangen überstrahlte ein lebhaftes braunes Augenpaar von gleichfarbigen Brauen überschattet, während das volle dunkle Haar, schon graue Schattirung zeigend, nach neuester Mode geordnet die kräftige Stirn umrahmte. Mrs. Lockhard trug ein dunkelrothes Sammetkleid, einfachen Schmuck, und war von jenen unbeschreiblich leichten und einfachen Manieren, welche eben nur der vornehmen Welt eigen sind, und die es dem unbeholfensten Fremdling so leicht machen, in kürzester Zeit heimisch zu werden in ihm völlig unbekannter Umgebung.

Nicht wissend, daß ich Englisch verstand und sprach, der deutschen Sprache selbst nicht mächtig, doch voraussetzend, daß ich Französisch verstehe, redete mich Mrs. Lockhard in dieser neutralen Zunge an. Da ich ihr aber englisch antwortete, trat ich ihrer Sympathie sichtlich näher; denn sie rief erfreut: „O, wenn Sie englisch sprechen, dann sind wir ja schon Freunde! wir gewinnen unendlich viel, wenn wir nicht genöthigt sind, in Ihres Feindes Landessprache mit Ihnen zu verkehren, wenngleich wir so ungalant sein müssen, Ihre schöne deutsche Sprache nicht zu verstehen. Doch nach der Schlacht von Sedan werden auch wir uns befleißigen, das kräftige Deutsch unserer Zunge anzupassen."

„Ich will nicht hoffen, daß ich nur dem siegreichen deutschen Schwerte und der gewonnenen Schlacht von Sedan das schmeichelhafte, mich ehrende Glück zu verdanken habe, in Ihrem Hause empfangen zu werden", warf ich halb scherzend hin, „denn ich muß gestehen, daß ich durchaus friedfertig gesinnt bin für die ganze Welt und Schlachten hasse. Selbst der Ruhm Deutschlands, das ich liebe, denn es ist meine Heimath, kann mich nicht stolz machen auf vergossenes Menschenblut."

„O nein, Madame, Sie haben uns auf ganz anderem Felde erobert, es ist die Künstlerin, welche uns gefangen genommen hat", schmeichelte Mrs. Lockhard, mich auf eine Gruppe der Gesellschaft zuführend, aus welcher sich ein langer, hagerer, graubärtiger Herr erhob und uns entgegenkommend mit leichter Verbeugung vor mir stehen blieb.

„Hier Mr. Lockhard, mein Gemahl, ein viel gereister Mann, der die Welt gesehen zu Wasser und zu Lande, schließlich aber ein trauliches home als die einzig schätzenswerthe Einrichtung der menschlichen Gesellschaft anerkennt."

Ein trauliches home! ich blicke um mich. Reichthum und Eleganz, wohin das Auge fiel. Der große Salon, in welchem wir uns befanden, glich einem Museum. Werthvolle Bilder in breiten Goldrahmen von den besten Meistern aller Nationen, alter und neuer Schule; Statuetten und prächtige japanische Vasen schmückten die Wände; kostbare Boulemöbel standen geschmackvoll arrangirt umher, schwellende Divans und Sessel mit bewundernswürdigen Gobelinstickereien überzogen, luden zu behaglicher Ruhe ein. Und trotz dieses Reichthums aller Gegenstände machte seltsamerweise dieses home einen wirklich traulichen Eindruck, wie ich es am allerwenigsten in dem prunkvollen Hause eines Amerikaners, eines echten Yankee, erwartet hätte.

Wir hatten uns fern vom Kamin, in welchem überflüssigerweise schon ein lustiges Feuer brannte, welches unstreitig zum traulichen home gehörte, niedergelassen. Von meinem Platze aus konnte ich den ganzen Salon übersehen und durch eine schwere kostbare Gobelinportiere hindurch in einen kleineren Nebensalon einen Blick werfen, in welchem eine Gruppe junger Leute saß, die sich eifrig und heiter unterhielten.

Mr. Lockhard, ein leutseliger Herr, von weltmännischen Manieren, brachte mir einen ganz anderen Begriff, als wir in Deutschland haben, über das Yankeethum bei, machte mir erst Complimente über meine Adrienne Lecouvreur und Marie Stuart, in welchen Rollen sie mich bis dahin gesehen hatten und bedauerte nur, nicht deutsch zu verstehen, um voll und ganz den Genuß des Spieles haben zu können, welchen ich ihnen allen bereitet hätte. Alsdann erkundigte er sich nach dem Verlauf meiner überstandenen Seereise und welchen Eindruck New York auf mich mache.

„Einen großartigen Eindruck machte es bisher auf meine Sinne und heute einen liebenswürdigen auf mein vereinsamtes Gemüth!" entgegnete ich mit Wärme.

„Was Sie nicht erwarteten!" warf Mr. Lockhard ein, „nicht wahr? Ja, ja, wir wissen recht gut, daß wir in der alten Welt verschrieen sind als unzugänglich und extravagant. Das mochte früher so sein, ich gebe es zu, doch seitdem der Dampf als eines der mächtigsten Elemente die Meere beherrscht und die Nationen vereinigt, ist das anders geworden. Ueberdies, gibt es etwas Schöneres, als die Gastfreundschaft? herrscht sie nicht als heilige Sitte selbst bei den wildesten Völkern?—Sie kommen über's Meer herüber, bringen uns die köstliche Gabe Ihrer Kunst, sollen wir Ihnen dafür nicht dankbar sein?"

Während wir nun so weiter plauderten und Mr. Lockhard mich auf dieses und jenes Gemälde seiner größtentheils aus Paris und Rom mitgebrachten Sammlung als besonders werthvoll aufmerksam machte — auch ein Menzel war darunter — servirten zwei Vollblutneger Erfrischungen. Unterdeß war ein älterer stattlicher Herr eingetreten, groß und breitschultrig, ein wahres Musterbild des echten Südländers, ein martialischer weißer Schnurrbart zierte das fesselnde Gesicht, worauf tiefer Ernst lagerte. Mrs. Lockhard stellte mir ihn vor als ein im Exil lebender früherer Prätendent auf den Präsidentenstuhl von Mexico, dessen Anhänger noch immer für ihn agitirten. Senor Talavera war ein galanter Herr, fein und liebenswürdig. Er interessirte sich später für mich, ich sah ihn mehrere Male wieder und hörte ihm gern zu, wenn er von seinen mannigfachen Abenteuern erzählte. Er schilderte so lebhaft Leute und Sitten seines Heimathlandes, daß man ein möglichst vollkommenes Bild von diesem schönen Flecken Erde erhielt.

Mrs. Lockhard war mittlerweile durch die Portiere im anstoßenden Salon verschwunden und trat, als mir eben der Prätendent vom Kriegszuge des Kaisers Maximilian in Mexico erzählte, wieder ein, mit ihr eine junge, schlanke Dame, deren Erscheinung den Eindruck einer jener sagenhaften Schönheiten auf mich machte, deren Bild man sich vorzustellen sucht in der Phantasie, doch in der Wirklichkeit niemals zu begegnen für möglich hält. Wie soll ich sie schildern, die hohe, schlanke Gestalt, geschmeidig und von ebenmäßigen Formen, in der Blothe der Jugend? Grazie und Anmuth umfloß dies gottbegnadete Wesen wie ein Zauber, der Jeden gefangen nahm auf den ersten Blick. Schlank wie der elastische Körper war der Hals, von jener antiken Form, welche die griechische Skulptur in ihren Meisterwerken so trefflich zeigt.

Und dieser Kopf! Raphael, Pygmalion, Praxiteles haben nichts Schöneres erdenken können. Ein edles Oval, im Profil die reinsten Linien bildend, die Stirn mittelhoch und breit, Genialität, Phantasie und Muth verrathend, das Haar und die feingeschwungenen Brauen vom Schwarz des Ebenholz und große tiefblaue wunderbar glänzende Augen von langen schwarzen Wimpern beschattet, der Teint mattgelb, wie die Kreolinnen ihn besitzen. Was aber diesem Gesichte, diesem Spiegel der Seele, noch mehr als seine edle Bildung jenes undefinirbare Etwas verlieh, welches die Herzen aller anzog und auf den ersten Blick gefangen nahm, das war sein Ausdruck.

Milder Ernst, Reinheit der Gedanken, lächelnde Wehmuth, zagende Entschlossenheit, gedankenvolle Schwermuth sprach aus diesen noch so jungen Zügen. Man hätte denken können, daß ein rauher Sturm des Lebens diese zarte Blume bereits gestreift hätte. Doch dem war nicht so, wie mir bald klar wurde. Die kaum zwanzigjährige Schönheit war bis zu diesem Tage vom Glück verhätschelt worden, sie kannte nicht Kummer, Sorge, Gram. Auf jenen Höhen des Lebens geboren und erzogen, zu welchen die Wogen des Elends, der Entbehrung, des schmerzlichen Ringens der ärmeren Klassen nicht herandringen, hatte auch ihr Herz noch keine gewaltsame Erschütterung kennen gelernt, sie hatte noch kein theures Menschenleben verloren, die Harmonie der frisch aufblühenden Seele war nie durch einen Mißton von außen gestört worden. Aber es giebt Naturen, welchen das Schicksal schon bei der Geburt die Geschichte ihres Lebens auf die Stirn zu schreiben scheint, und hier stand ein solches Menschenkind vor mir.

„Ich bin glücklich, Madame Francesca, Ihnen hier Miß Dorcas Mora vorstellen zu dürfen, welche das lebhafteste Verlangen fühlt, Sie kennen zu lernen. Miß Mora ist eine Kollegin von Ihnen und jetzt für einige Monate im Fifth-Avenue-Theater engagirt. Sie ist eine der begabtesten jungen Künstlerinnen, ich prophezeihe ihr eine glänzende Laufbahn und mache Sie aufmerksam auf ihre Julia, welche sie nächstens spielen wird." Mit diesen warmen Worten ward Miß Dorcas Mora bei mir eingeführt.

Ich reichte der jungen Schönheit die Hand, welche sie mit leichtem Drucke ergriff, sagte ihr, daß ich sehr erfreut sei, sie kennen zu lernen und Mrs. Lockhard sehr dafür verpflichtet wäre. Wie erstaunt war ich aber und zugleich auf das angenehmste überrascht, als sich die vollen blühenden Lippen leicht lächelnd öffneten, und sie mir in deutscher Sprache antwortete. Allerdings gebrochen deutsch, aber es waren doch heimathliche Laute.

„Sie sprechen deutsch?" frug ich erstaunt.

„Ja, wenig. Mein Mutter sein deutsch, von die Land of the Rhein. Mein Vater sein of Kuba, hat große Plantage in Louisiana. Mein armes Mutter sein lahm durch Fall, lebt in Villa in Cleveland, Vater often reisen."

„Und Sie sind Schauspielerin?"

„Ja, sein Actreß, weil nicht anders kann. Ist doch so schön, große Leidenschaft fühlen und leben eine ganze Leben in einige Stunden, schön' Sprache reden —ach! und schwimmen in Poesie!"

Wie sie so sprach mit weicher Altstimme, die weißen Zähnchen durch die rothen Lippen schimmernd, den Blick sanft und warm in's Leere schweifen lassend, als fessle ihn dort irgend ein lieber Gegenstand, da — schwamm auch ich in Poesie.

Es ist etwas unsagbar Rührendes, die körperliche Schönheit, vom Gewande anmuthiger Unschuld umflossen, der geistigen Schönheit sich vermählt zu sehen! Schon durch diese wenigen Worte hatte Dorcas mein Herz gewonnen, ich wußte, daß ich eine edle Seele in edler Form vor mir hatte.

Wir schieden an diesem Abende beide mit dem Wunsche, uns wieder und öfter zu begegnen. Jetzt noch, nach Jahren, schwebt mir die schöne lichte Gestalt in dem schwarzen Sammetkleide, die schneeigen Gardeniablüthen in dem ungekünstelt in einen Knoten geschlungenen blauschwarzen Haaren in der Erinnerung vor Augen, wie sie mir damals zum ersten Male entgegen trat. Ich werde sie nie vergessen

Daß der Mensch doch so ohnmächtig ist gegen die Verderben bringenden Tücken des viel verschlungenen Schicksals, daß man nicht schützen kann das Geliebte, und daß zuweilen selbst der schuldloseste Engel hinabgerissen wird in die Finsterniß! —

3.

Ein paar Tage später spielte ich in einer Matinee einige tragische Scenen aus verschiedenen Stücken. Den dritten Akt von Deborah, den letzten Akt vom Fechter von Ravenna und Scenen aus Iphigenia. Es war das Unsinn, aber mein Impresario wollte mich glänzen lassen, er glaubte klug zu handeln und in gewissem Sinne hatte er auch recht, aber ein künstlerisches Unding blieb es doch.

Als ich bei den Hervorrufen nach Deborahs Fluchscene mich dankend vor dem enthusiasmirten Publikum verneigte und näher in's Proscenium getreten war, bemerkte ich zur Rechten in der nächsten Loge an der Bühne das erregte schöne Antlitz meiner Dorcas, sie bog sich über die Brüstung der Loge und applaudirte mir lebhaft. Unter den Blumenspenden, welche ich in dieser Vorstellung einheimste, befand sich ein reizendes Körbchen voll duftender Gardenien, nichts als schneeweiße Gardenien mit ihren grünen Blättern, und am Bügel desselben hing, eine Karte an einem weißen Atlasbande: Dorcas Mora.

Die süß duftende Gardenia war ihre Lieblingsblume. Nie habe ich sie mit einer anderen geschmückt gesehen. Das deutete auf einen schwärmerischen Sinn und Beständigkeit im Charakter.

Am darauf folgenden Tage erhielt ich Dorcas' Besuch. Wir plauderten lange und lebhaft miteinander, ich hörte so gern diese sanfte einschmeichelnde Stimme und dies gebrochene Deutsch. Wenn sie in dieser ihr nicht geläufigen Sprache nicht rasch genug Worte fand, nicht rasch genug vorwärts konnte, wie es ihr beweglicher Geist verlangte, dann glitt ein Strom sonst schwerfällig klingenden Englisch leicht über ihre Lippen. Sie war so zutraulich zu mir wie ein Kind. Schon nach diesem zweiten Begegnen trennten wir uns als gute Freundinnen und sahen uns von nun an öfter.

Wer hat die unbestreitbare Thatsache der Seelen- oder Wahlverwandtschaft zu ergründen und zu erklären vermocht? — Ist es nicht oft, wenn zwei bisher ganz fremde Personen sich begegnen und in Berührung kommen, als wären sie sich nie fremd gewesen, als hätten sich nur zwei zusammengehörige Theile verloren gehabt und wiedergefunden zu unauflöslicher Vereinigung, während wieder andere nah aneinander gekettete ein ganzes Lebenlang fremd nebeneinander hergehen, sich nie verstehen lernen, einander sogar abstoßen trotz inniger Verflechtung äußerer Umstände? Wer kann dies Geheimniß definiren?

Dorcas und ich waren einander nie fremd gewesen. Obgleich viele Jahre jünger als ich und harmlosen Gemüthes, lag dasselbe ernste Streben in ihrer Brust, welches mich bereits durch eine rauhe leidvolle Jugend aufrecht erhalten und in reiferen Jahren noch immer dem Sterne des Ruhmes folgen hieß. Wir waren eben Beide für die Bühne geboren, konnten nicht anders, wie sie ganz treffend sich ausdrückte. Die Stürme des Herzens, die mich durchschüttelt und ihre verheerenden Spuren in meinem Seelenleben zurückgelassen hatten, sie schlummerten noch für Dorcas, doch wie Gewitterschwüle lag es schon über ihrem sehnsuchtathmenden Gemüth, der zündende Blitz brauchte nur herniederfahren und treffen.

Zunächst, und zum ersten Male sah ich nun Dorcas als Julia. Sie war der schönste, sanfteste, entzückendste Accord in Shakespeares hohem Liede der Liebe. So jung, kaum zwanzig Frühlinge des Lebens zählend und doch so gewandt in Ausübung ihres Berufes! es war eben angeborne Kunst, vielmehr Natur im Gewande der Kunst. Sie hatte sich mit ganzer Seele in die Rolle versenkt, so zart und sanft hingebend in leidenschaftlicher Liebe mit Romeo, und fieberhaft, heroisch in den letzten Scenen.

„Wissen Sie, welchen Mißton ich in Shakespeares unvergleichlicher Tragödie finde?" frug sie mich eines Tages, als die Rede auf ihre Julia gekommen war.

„Einen Mißton? und welchen?"

„Romeo und Julia müßten sich noch lebend wiederfinden und den Giftbecher zusammen leeren. Der Tod scheint seine Schrecken zu verlieren und gar nicht so schwer zu sein, wenn Liebe ihn verklärt und heiligt. In des Geliebten Armen, im Kuß zu sterben, muß selig sein."

Dergleichen schwärmerisch wehmuthvolle Gedanken streiften oft den leidenschaftlichen Geist Dorcas, allein beweglich wie er war, hielt das nicht lange an und im nächsten Augenblicke plauderte sie dann wieder in der heitersten Laune kindlich naiv von den harmlosesten Dingen.

Dorcas bewohnte ein allerliebstes Appartement in einer ruhigen Straße im fashionablen Stadttheile New Yorks, zwischen Broadway und Fifth Avenue. Mrs. Warrens, eine Dame mittleren Alters von Erziehung und guten Umgangsformen, welche schon lange Jahre im Hause der Moras gelebt, und sich durch Treue und Anhänglichkeit das Vertrauen und die Freundschaft der ganzen Familie erworben hatte, begleitete Dorcas auf ihren Reisen und machte die Honneurs im Hause. Ein junger Neger, welcher noch als Sklave auf den Besitzungen ihres Vaters geboren, jedoch nach Befreiung aus dem Sklavenjoche gleich seinem Vater und vielen seiner Stammesbrüder aus Anhänglichkeit im Dienste seiner alten Herrschaft verblieben war, versah mit leidenschaftlicher Ergebenheit die Stelle eines Kammerdieners bei seiner jungen Herrin, für welche er, so zu sagen, durch Feuer und Wasser gegangen wäre.

Dorcas und ich sahen uns, wie gesagt, oft, so oft als es unsere Berufspflicht erlaubte, und nie werde ich die Stunden vergessen, die wir mit einander im anheimelnden Gemache am knisternden Kaminfeuer sitzend, traulich verplauderten. Ich erzählte ihr Manches aus meinem Leben. Mit Aufmerksamkeit und Theilnahme hörte sie mir zu, drückte mir die Hand, und einmal, als ich auf eine recht trübe Geschichte meines jungen Herzens gekommen war, küßte sie mich gerührt, und eine Thräne rieselte von ihren langen schwarzen Wimpern fallend an meinem Halse hernieder. — Diese Weichheit des Gemüthes, diese Gefühlsinnigkeit war augenscheinlich das Erbtheil ihrer deutschen Mutter und trat um so auffallender hervor neben der heiteren Lebhaftigkeit und kindlichen Offenheit, welche alle Kreolen auszeichnet. Dorcas war Halbkreolin. Ihr Vater, ein kubanischer Spanier, hatte ihre Mutter in New Orleans kennen und lieben lernen, hatte sie geheirathet und auf einer seiner Besitzungen in Louisiana war Dorcas, das einzige Kind ihrer Eltern, geboren worden. Ihre Mutter, eine Rheinländerin, war jung nach Amerika gekommen und hatte dort bei einem alten Onkel gelebt, bis dieser gestorben. Vermögen hatte ihr derselbe nicht hinterlassen und war sie nach seinem Tode auf eigenen Erwerb angewiesen. Begünstigt durch angenehme Erscheinung und musikalische Talente, hatte sie in dem Hause eines großen Handelsherrn Stellung als Dame d'honneur gefunden, wo Mr. Mora bei wiederholten Besuchen sie sah und Beider Herzen sich fanden in leidenschaftlicher Liebe.

„O, mein Vater sein sehr gute Mann, er lieben mein Mutter und mir sehr. Weil Mutter die Fiberklima von Louisiana nicht tragen kann, hat Vater schöne Villa kauft in Cleveland am Lake Erie, wo schon zwölf Jahre leben. Mutter sein lahm, weil gefallen von Wagen, als Pferde wild waren. Armes Mutter sein so gut, ich lieben her so sehr! I hope, Sie werden besuchen uns in Cleveland. Weiß, Sie will lieben mein Mutter."

So, und ähnlich, hörte ich oft Dorcas voll Liebe und Verehrung von ihren Eltern sprechen. Dennoch hatte sie dieselben verlassen können, wenn auch nur zeitweise, um dem Phantome des Ruhmes nachzujagen. Wie groß mußte also die Leidenschaft für die Bühne in ihr sein! —

4.

Drei Monate waren kaum verstrichen seit meiner Ankunft in Amerika, und Anfang Dezember brachen wir unsere Vorstellungen vorläufig ab in New York, um unsere Kunst nach den westlichen Staaten der Union zu tragen. Es traf sich, daß wir gerade während der Weihnachtsfeiertage in Cincinnati rasteten, von wo aus wir nach Cleveland gingen. Unsere Gesellschaft gab eine Vorstellung in Columbus, in welcher ich nicht beschäftigt war, ich konnte daher frei über meine Zeit verfügen und reiste demnach voraus nach Cleveland. Am dritten Feiertage in aller Frühe kam ich an, der Tag gehörte mir, und nachdem ich ein paar Stunden im Hotel geraftet, nahm ich meiner Gewohnheit gemäß einen Wagen, um mich in der mir noch unbekannten Stadt und Umgebung zu orientiren.

Cleveland ist eine äußerst anmuthende Stadt, dicht an der Mündung des Cuyahogaflusses in den Eriesee und den Ufern des Ohiokanals auf einer terrassenartigen Erhöhung erbaut, mit prachtvoller Aussicht weit über den See. Die Straßen, meistens zwanzig bis fünfundzwanzig Meter breit, sind von großen Platanen beschattet und von großartigen Bauten rechts und links eingefaßt. Prächtige Villen und Paläste in allen Stilarten, einzelne im Grün der Bäume versteckt, andere prunkvoll ihre Façade der Euclid Avenue zukehrend, erstrecken sich meilenweit an den Ufern des Sees und der Flüsse entlang, von kunstvoll angelegten Gärten umgeben.

Ich befand mich auf der Euclid Avenue, der fashionablen Promenade der vornehmen Welt, und wahrlich, diese Lieblichkeit der Scenerie soweit das Auge reichte, heimelte mich dermaßen an, daß der Wunsch nach Ruhe und Frieden in der oft vom Ehrgeize zerrissenen Brust sich regte. Ruhe und Frieden! zwei unschätzbare Güter, welche der wandernde Schauspieler, dieser moderne Ahasver, so sehr entbehrt.

(Fortsetzung folgt.)

— Moderne Jugend. Vater: Ich bin nur begierig, was Du anfangen wirst, wenn ich mich einmal vom Geschäft zurückziehe und zur Ruhe setze. — Sohn: Dann setze ich mich einfach neben Dich!

Kaninchenpest in Australien.

Der amerikanische Generalconsul in Australien, Herr Morgan, hat an das Staats-Departement zu Washington einen interessanten Bericht über die Verwüstungen erstattet, welche von wilden Kaninchen auf dem australischen Continent angerichtet werden. Das ganze Land ist den Angaben des Generalconsuls zufolge von diesen Thieren förmlich verheert. Er meint, in nicht ferner Zeit würden dort Ackerbau und Viehzucht vollständig unmöglich sein, wenn es nicht bald gelinge, das Land von der schrecklichen Plage zu befreien.

Früher gab es in Australien keine Kaninchen. Erst im Jahre 1860 importirte ein reicher Grundbesitzer mehrere dieser Thiere aus Europa und setzte sie auf seinem Lande aus, um auf sie später Jagd machen zu können. Seine Erwartung, daß die Kaninchen trotz des verschiedenen Klimas in ihrer neuen Heimath gut gedeihen würden, ging auf eine Weise in Erfüllung, die nicht allein ihn, sondern auch die Bewohner in der ganzen Umgegend förmlich in Schrecken versetzte. Die Thiere vermehrten sich mit einer solchen fabelhaften Geschwindigkeit, daß bald das ganze Festland buchstäblich von ihnen wimmelte, und zwar besonders in solchen Gegenden, wo die topographischen Verhältnisse ihnen günstig waren. Herr Morgan meint: „Ich weiß nicht, ob viele Leute eine Idee von den ungeheuren Verlusten haben, welche die Colonie durch die Kaninchen erleidet. Auf einer Besitzung allein sind im Ganzen $100,000 verausgabt worden, um dieselbe von der Kaninchenpest zu befreien, und viele andere Landeigenthümer haben Geldsummen bis zur Höhe von $75,000 verwendet, um ihren Besitz von den Nagern zu säubern, ohne daß ihnen dies gelungen wäre. Außer den bedeutenden Kosten, welche Privatpersonen hatten, die gegen die Kaninchen einen Vertilgungskrieg führen wollten, hat auch die Regierung große Geldsummen für denselben Zweck nutzlos verausgabt. Die Kaninchen sind schuld daran, daß die Ländereien in Australien bedeutend im Preise gefallen sind. Eine Plantage in Victoria, die 20,000 Acker Land umfaßt und früher das beste Weideland in der Colonie bot, ist jetzt vollständig werthlos.

Im australischem Parlament wurde kürzlich während einer Debatte über diesen Gegenstand darauf hingewiesen, daß durch die Kaninchen über zwölf Millionen Acker Land verwüstet worden seien. Ländliche Besitzungen, auf denen sich noch vor wenigen Jahren blühende Getreidefelder und große Obstgärten befanden, bieten jetzt den Anblick einer öden Wüste dar. Die Gebäude liegen in Trümmern, die Menschen sind fort, und nur die Kaninchen sind geblieben.

Wo im Jahre 1875 noch 790,000 Schafe reichliches Futter fanden, da finden heute kaum 100,000 ihre kärgliche Nahrung, und auch sie werden von den Kaninchen bald gänzlich verdrängt sein. Viele Schafzüchtereien sind ganz in Verfall gerathen.

In den letzten drei Jahren hat die Regierung in Victoria allein $150,000 ausgegeben, um das Land von der Kaninchenpest zu befreien. Es wurde den schrecklichen Thieren vergiftetes Getreide zum Fraß vorgeworfen, und die Regierung bezahlte 3 Pence für jedes Dutzend Kaninchenfelle. Im letzten Jahre wurde für 3,884,000 derartiger Felle von der Regierung eine Prämie bewilligt. Für dieses Jahr hat das Parlament $570,000 zu demselben Zwecke ausgesetzt.

Es wird berechnet, daß ein Paar Kaninchen sich in 2½ Jahren auf 2,000,000 vermehren kann. Kein Wunder, wenn jetzt Australien unter der Pest leidet, die es sich selbst auf den Hals geladen hat.

Ein Studentenstreich.

In der Nähe der Gebäude der Cornell-Universität in Ithaca, N. Y., befindet sich ein ziemlich unbedeutender Teich, der jedoch neuerdings vielleicht noch zu Processen vor Gericht sowie zur Relegirung übermüthiger Studenten führen wird. Der Teich gehört einem gewissen Jerry Smith in dem benachbarten Cascadilla und diente zur Sommerszeit den Nachbarn Smiths als Wasserreservoir, während seine glatte Eisfläche im Winter den Studenten eine erwünschte Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen bot. Der Eigenthümer bewacht den Teich mit großer Sorgfalt und duldet es nicht einmal, daß im Sommer Kinder mit ihren Booten auf dem Wasser spielen.

Viele auf dem „East Hill" wohnende Studenten waren gezwungen, jeden Tag um den Teich einen weiten Umweg zu machen, wenn sie in das College gelangen wollten. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, standen die Behörden der Universität schon seit längerer Zeit mit Smith in Unterhandlung, um von ihm die Erlaubniß zum Bau einer Brücke über den Teich zu erwirken, der hartnäckige Farmer wollte jedoch davon nichts wissen, obgleich ihm ganz bedeutende Vortheile angeboten wurden. Angesichts dieser Sachlage beschlossen die Studenten, sich selber zu helfen. In der diesjährigen „Halloween"-Nacht schnitten sie einen Theil des Uferdammes entzwei, so daß das Wasser aus dem betreffenden Theile des Teiches abfloß. Sie gewannen dadurch einen etwas kürzeren Weg zum College, doch war der unerbittliche Smith mit seinen Helfershelfern bald zur Hand und reparirte den Schaden. Das ärgerte die Studenten. In der darauffolgenden Nacht zogen sie in hellen Haufen, jeder eine Maske vor dem Gesicht, mit Spaten, Hacken und Schubkarren vor den Teich und arbeiteten zwei Stunden lang, wie Biber, um aus Bausteinen, Erde, Holz u. s. w. eine Brücke mitten über den Teich zu bauen. Ungefähr um Mitternacht war die schwere Arbeit gethan, und die jungen Musensöhne zogen befriedigt wieder nach Hause. Mr. Smith wunderte sich am nächsten Morgen nicht wenig, als er in seinem Teich einen Holzbau sah, auf dem eilige Fußgänger hin und her marschirten, als sei die Geschichte ganz in Ordnung.

Drei Tage lang sah sich Smith den „Jammer" an, dann aber konnte er es nicht mehr aushalten. Er trommelte seine Leute zusammen, und bald lag die schöne Brücke vollständig in Trümmern. Mit schadenfrohem Schmunzeln entfernte sich Smith in dem Bewußtsein, einen großen Sieg errungen zu haben.

Doch die Studenten ruhten nicht. Jetzt galt es, zu zeigen, wer die Oberhand behalten sollte. Rasch entschlossen, wagten sie die „kühne That" und zerstörten in der nächsten Nacht das gesammte Schleusenwerk, so daß das Wasser aus dem ganzen Teich abfloß. Am nächsten Morgen sah der Teich aus, als ob er plötzlich in die Erde versunken wäre. Nur Tümpel und Schlamm zeugten von seiner verschwundenen Herrlichkeit.

Smith berechnet den ihm angerichteten Schaden auf mehrere Hunderte von Dollars und droht der Universität mit einer Klage auf Schadenersatz, er ist aber natürlich nicht im Stande, die Namen der „Uebelthäter" anzugeben. Dieselben hüllen sich in ein feierliches Schweigen und freuen sich nur insgeheim ihres Sieges. Jetzt haben sie, was sie wollten: einen nahen Weg zur Schule. Apres nous le deluge!

Verschiedenes.

—Der Fall, daß die Geschworenen einen Angeklagten von einem Verbrechen freisprechen, dessen sich dieser selbst schuldig erklärt, dürfte jedenfalls in der gerichtlichen Praxis zu den Seltenheiten gehören. In Köslin haben die Geschworenen einen Knecht Schulz aus Abbau Sparsee, der wegen Meineids unter Anklage stand, freigesprochen, obwohl der Angeklagte hartnäckig dabei beharrte, wissentlich früher eine falsche Aussage vor Gericht geleistet zu haben. Der Bauer bei welchem der Knecht in Diensten stand, war angeklagt gewesen, in feuergefährlicher Nähe geschossen zu haben und daraufhin verurtheilt. In der Berufung beschwor sein Knecht daß der Bauer in einer bestimmten Entfernung von dem betreffenden Ort geschossen und daß der Papierpfropfen von dem Kuhjungen nachher ein Ende weiter verlegt worden sei. Da diese Aussage verdächtig vorkam, vernahm man Schulz, und in der That gestand er darauf ein, einen Meineid geleistet zu haben, und erklärte dies auch in der Schwurgerichtssitzung, in welcher über ihn verhandelt wurde. Aus den Zeugenaussagen des Kuhjungen und drei anderer ehrbarer Personen ergab sich jedoch das Merkwürdige, daß diese Selbstbeschuldigung des Schulz nicht den Thatsachen entsprechen konnte. Es wurde zugleich erwähnt, daß Schulz als Knabe einmal in Folge eines Falles ein Jahr an Gedächtnißschwäche gelten habe. Unter diesen Umständen gewannen die Geschworenen die Ueberzeugung, daß der Angeklagte selbst sich in einem Irrthum befände, und sprachen sowohl ihn wie den Bauern, welcher der Verleitung zum Meineide angeschuldigt war, von der Anklage frei.

— Ein gräßlicher Vorfall ereignete sich in Vionville (Lothringen). Im Hofe des Pfarrhauses befindet sich dort auf einer kleinen Anhöhe ein Muttergottesbild, an dessen Fundament vier Granaten angebracht sind. Da der Hof seit Verschwinden des Pfarrers Sabouret, welcher es vorgezogen hatte, sich seiner Bestrafung durch die Flucht zu entziehen, ohne genügende Aufsicht ist, gelang es vier Knaben, in denselben einzudringen und eine der Granaten mitzunehmen. Sie trugen sie in ein benachbartes Wohnhaus, versuchten es sie anzuzünden, und ließen schließlich das furchtbare Geschoß fallen. Ein Knall erschütterte das Haus und als Nachbarn herzueilten, fanden sie drei Kinder in ihrem Blute liegen, während nur das vierte verwundet dastand. Das eine Kind ist an Kopf und Brust schwer verletzt, dem zweiten ist ein Bein unter dem Knie abgerissen, während das andere Bein so zerquetscht und zerbrochen ist, daß es amputirt werden muß. Das dritte Kind ist am Fuße erheblich verletzt. Die sofort herbeigerufenen Aerzte gaben wenig Hoffnung, daß das Leben der beiden schwer verwundeten Kinder, welche im Alter von 10 und 12 Jahren stehen, erhalten werden könne.

— Daß auch so hohe Herrschaften, wie das Enkelpaar des deutschen Kaisers, zuweilen der Schuh drückt, beweist folgende, angeblich wahre Geschichte: Als der Kaiser Wilhelm gelegentlich seines jüngsten Aufenthaltes in Salzburg beim Prinzen Wilhelm, der dort Heilung von seinem Ohrenleiden suchte, sich nach dem Befinden des prinzlichen Paares erkundigte, entgegnete die Prinzessin Wilhelm, daß sie mit ihrem und ihres Gemahls Befinden zwar ganz zufrieden, aber doch nicht recht froh sei, weil sie von ihren Kindern sich habe trennen müssen. „Warum habt Ihr sie denn nicht mitgenommen?" erkundigte sich nun theilnahmsvoll der Monarch. „Dazu sind wir nicht reich genug," lautete die verlegene Antwort der Prinzessin. „So, so", meinte hierzu nachdenkend der Kaiser.—Diese Scene spielte sich auf dem Bahnhofe in Salzburg, und zwar gegen 4 Uhr Nachmittags ab. — Um 6½ Uhr fand das Diner im „Hotel d'Europe" zu Salzburg statt, in welchem der Kaiser bis zur Abreise am nächsten Morgen sein Absteigequartier genommen hatte. Bei der Tafel saß die Prinzessin neben dem Kaiser, der sich mit ihr in liebevollster Weise unterhielt. Man war bis zum Dessert gekommen, da wurde dem Monarchen eine eben eingelaufene Depesche überreicht. Nachdem er von dem Inhalt Kenntniß genommen, wendete er sich mit freundlichem Lächeln an die Prinzessin und sagte tröstend zu ihr: „Sei guten Muthes, übermorgen kommen Deine Kinder. Ich habe nach Berlin telegraphiren lassen; sie kommen, und zwar auf meine Kosten."

— Von einem geradezu empörenden Menschenhandel hat dem „Weißenf. Krbl." zufolge der Magistrat in Weißenfels Kenntniß erhalten. Von einer rheinischen Bürgermeisterei war nach hier gemeldet worden, daß dort einem Seiltänzer ein kleines neunjähriges Mädchen wegen schlechter Behandlung entlaufen sei und in einer Familie Unterkunft gefunden habe. Das Kind war schlecht genährt und äußerst mangelhaft gekleidet, sodaß die Behörde das Kind zurückbehielt. Der zur Rechenschaft gezogene Seiltänzer wies sich betreffs der Heimath des Kindes mit einem Geburtsschein der hiesigen Kirchenbehörde aus, aus dem hervorgeht, daß die arme Kleine das uneheliche Kind Marie Brunn von hier ist. Der Seiltänzer will das Kind von einem seiner Collegen in Eisleben für die Summe von 3 Mark, dieser letztere es vom Circusbesitzer W. Althof gegen eine Zahlung von sechs Mark und dieser es wieder von der Mutter erhalten haben. Das Kind wird nach hier zurückgeholt, gegen die Menschenhändler aber mit aller Strenge des Gesetzes vorgegangen werden.

— Das Stadttheater in Biberach in Schwaben feierte am 20. October das gegenwärtig immerhin seltene Fest seines 200jährigen Bestehens. So sehr es heute von den zahlreichen anderen einheimischen Kunsttempeln in den Hintergrund gedrängt worden ist, so hat es doch aus seiner Vergangenheit zwei für die Entwickelung deutscher Bühnenkunst nicht unwichtige Momente aufzuweisen: Es hatte in den Jahren 1761—69 Wieland zu seinem Director und war die erste Bühne in Deutschland, die Shakespeare's Stück „Der Sturm" in deutscher Sprache im September 1761, in Wieland'scher Uebersetzung zur Aufführung brachte.

— Der Kaiser von Oesterreich war bekanntlich stets ein außerordentlich starker Raucher und in Hainburg wurden direkt für ihn "Virginier"-Cigarren verfertigt, welche er mit Vorliebe rauchte. Doch die starken Cigarren wirkten nachtheilig auf die Gesundheit ein und die Leibärzte des Monarchen verlangten, daß der Kaiser im Interesse seiner Gesundheit so wenig als möglich rauchen sollte. Er entschloß sich daher, der Cigarre vollständig zu entsagen und seit drei Monaten ungefähr raucht er nicht mehr. In der That hat sich sein Befinden seither wesentlich gebessert.

— Individuell. „Ach, Herr Pastor, mir geht es sehr schlecht. Seit ich verheirathet bin, hab' ich keine vergnügte Stunde mehr gehabt!" — „Ja, haben Sie denn geglaubt, daß das Heirathen ein Vergnügen ist!?"

— Sicherste Zukunft. Vater: Fauler Schlingel, was willst Du einst im Leben anfangen, wenn Du nichts gelernt hast? — Knabe: Sei unbesorgt, Papa, ich mache es wie Du, ich nehme eine reiche Frau.

Wiegen-Inschriften.

Schon die ältesten Völker, soweit sie zu sterben gewohnt waren und schreiben konnten, versahen die Grabsteine und Monumente ihrer Todten mit Inschriften.—

Das ist ja auch ganz in der Ordnung und sehr nett.—Aber—so sagte sich der ergebenst Unterzeichnete in einer von den Stunden, in welchen er sich gewöhnlich mit dem Wohle der Menschheit zu beschäftigen pflegt,—aber warum in dieser Weise immer nur nach dem Abschlusse eines Lebens den speciell anerkennenden Spruch oder die allgemeine lehrreiche Sentenz?

Ist nicht die Geburt eines neuen Menschen mindestens ebenso wichtig für den Staat oder die Familie, wie der Tod eines älteren?

Warum also immer nur Grabschriften und nicht auch Wiegenschriften?

Der hochachtungsvoll Unterzeichnete wagt die Behauptung, daß man von der Zukunft eines neugeborenen Kindes mindestens mit derselben Gründlichkeit und Zuverlässigkeit sprechen kann, mit der die Grabschriften meistens die Vergangenheit der Abgeschiedenen verkünden.

Ich weiß aber wohl, daß neue und reformatorische Ideen nicht schnell und hastig zum Ziele geführt werden können; deßhalb beschränke ich mich für jetzt darauf, diese meine Idee zur öffentlichen Discussion zu bringen. Das Einzige, was ich augenblicklich noch dafür thun kann, ist, daß ich an einigen Beispielen die Ausführbarkeit meines Gedankens zu zeigen versuche.

Wiegen-Inschrift

auf das Kind eines Reichen.

Fern hält von Dir des Lebens Qual und Noth
Der reiche Vater, den Du Dir erkoren;
Du bleibest bis an Deinen sel'gen Tod,
Was eben jetzt Du bist: Hochwohlgeboren.

Auf das Kind eines Lebemannes.

Dich trifft ein fröhliches und heit'res Loos;
Dein Vater ist vom rechten Trinkerstamme;
Er zieht Dich deßhalb mit der Flasche groß,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

Auf ein genesendes Kind.

Die Mutter hat dem Tode Dich entrissen,
Sie hat gesorgt, gepfleget und gewacht,
Sich selbst vergessend, nur für Dich gedacht, —
Wirst Du der Treuen das zu lohnen wissen?
Sie ist belohnt schon, da Du sie umhalst,
Und, lächelnd ihr, das Wörtlein „Mutter" lallst.

Auf das Kind eines Geizhalses.

Dein Vater hat gegiert, erzeizt, erspart
Und hinterläßt Dir viele Goldesrollen;
Doch willst Du leben einst nach seiner Art,
Hätt' er Dir's Leben auch ersparen sollen.

An die Grande Nation.

Das also ist des Prussien neu'ste Finte,
So sät er unheilvolle Zukunftssaat?
Verderben bringt die deutsche Kinderflinte,
Und staatsgefährlich ist der Bleisoldat?

Wo ist der Stolz, der einstmals Dich beseelte,
Wenn kind'sche Angst den trotz'gen Sinn bewegt,
Und Furcht erfaßt das Volk, das auserwählte,
Daß es der deutsche Feind schon spielend schlägt?

— Auf der Office des in einer Minen-Stadt Colorado's erscheinenden und neuerdings in seiner Sonntag-Ausgabe mit Vorliebe Poesie reproduzirenden „Morning Boomerang" erschien neulich ein Mann mit einer Hand voll versifizirten Manuskript und bot dasselbe dem Redakteur an. Dieser war gerade nicht in der Laune, für dies Mal noch mehr poetische Beiträge anzunehmen, und begnügte sich mit einer ablehnenden Handbewegung und dem Ausruf: „Thut mir leid, — wir sind seit heute früh ganz voll!" — „„Ganz voll?"" erwiederte der poetische Gönner des Blattes. „„Schön, dann werde ich wiederkommen, wenn Sie nüchtern sein werden.""

— Sonst und jetzt. Privatier Wamperl: „'s ist rein zum Lachen! Früher, wenn Einer ein rundes, volles Gesicht gehabt hat, mit schönen, rothen, dicken Backen d'rin und dabei einen kleinen Anflug von einem Bäuchlein, da hat's allgemein geheißen: „Sie schauen aus wie's Leben!" Heutzutag dagegen, wenn man so behäbig aussieht, flüstern sich die Leute zu: „Der hat auch schon den Todtenzettel in der Tasche"; und der Arzt selber sagt Einem mit besorgter Miene: „Wenn Sie nicht sofort eine ordentliche Kur durchmachen—steh' ich für Nichts!""

— Im Zweifel. Mann (ein Telegramm seiner Frau lesend): „Ich komme heute Abend! Bereite mir entsprechenden Empfang und sorge für Küche! .... (Für sich): Jetzt weiß ich nicht, wie ich's mache! Bereite ich ihr einen warmen Empfang mit kalter Küche oder einen kalten Empfang mit warmer Küche!"

— Rascher Entschluß. Student A: „Du willst nun das Studium an den Nagel hängen? Du weißt wohl noch nicht, daß wir im kommenden Winter nun hier auch einen Hofbräuhaus-Ausschank haben werden und daß am hiesigen Theater jetzt ein Ballet eingerichtet wird!" — Student B: „Donnerwetter — da werd' ich noch ein Semester weiterstudiren!"

— Ordnungsgemäß. Mutter (vor der Wiege des einjährigen Töchterchens): „Hans, hast Du Lieschens Milch ausgetrunken?" — Hans: „Ja, ich habe sie aber zweimal vorher gefragt, ob sie nicht mehr will, und weil sie nichts sagte, trank ich die Milch aus."

— Traurig. Freund: Herr Doktor, Ihnen ist Ihr Kind gestorben, o, wie traurig. — Humorist Ja, ich habe eben zwei Humoresken geschrieben, um die Beerdigungskosten zusammenzubringen.

— Ein Milderungsgrund. Gerichtspräsident: „Sie räumen also ein, den Kläger in der gröblichsten Weise beschimpft zu haben?" — Verklagter: „Ja, Herr Präsident, aber ich bitte, nicht zu vergessen, daß wir uns in der Wahl-Periode befunden haben!

— Seltene Münze. Schauspieler, „Sehen Sie, meine Herren, dieses ist eine sehr seltene Münze." — Bankier: „Aber, das ist ja ein ganz gewöhnliches Zwanzig Markstück! Schauspieler: „Nun ja, für Sie ist es keine seltene Münze, aber für mich!"

— Dienstfertigkeit. Fürst (auf der Durchreise): „Ich habe entschieden geglaubt, in Ihrer Stadt alterthümliche Bauwerke und Ruinen sehen zu können......"—Bürgermeister: „Hoheit verzeihen, wir haben in der Eile der Empfangs-Vorbereitungen nicht daran gedacht, aber wenn Hoheit geruhen, wiederzukommen, dann werden wir entschieden das Versäumte nachholen."